

Der Beschränkte.

Marie und ihre Mutter waren im Erkerzimmer ihres von der Residenz nur wenige Stunden entfernten Landhauses. Die Mutter saß in der Fenster- nische und las aus einem Buche; an einem anderen Fenster stand Marie und schrieb mit dem Finger in die angehauchten Scheiben Namenszüge, die sie noch schneller mit dem Sacktuche löschte, als sie ohnedies verschwunden wären.

Der klare Sommertag begann zu dämmern und wie der Tag an der Neige des Abends stand, so ging auch schon der Sommer in den Herbst über. Die schönste Zeit des Landlebens! Die Landschaft, deren reichster Theil als Garten, wie eine Huldigung der Oberherrlichkeit zu den Füßen des Schlosses lag, war von der scheidenden Sonne mit mildem Lichte bestrahlt. Das Ganze atmete jenen Ausdruck der Ruhe und Befriedigung, der so wolthuedend auf das seh nende Herz des unbefriedigten Menschen einwirkt.

Nach der Länge der Gartenmauer herab, die sich an das Schloß- gebäude an schloß, zog sich der Weg, der aus der Stadt führte, und linker Hand schlängelte sich ein Fußweg, der den Wanderer über Wiesen und an Feldern vorüber zu einem Pfortchen des Gartens führte.

Marie blickte öfters erwartungsvoll auf die Fahrstraße hinaus, ob sich keine Kutsche an der Krümmung des Weges zeige, manchmal glitt ihr Blick auch auf den Fußsteig hinüber, als erwarte sie auch von dorthier Jemanden.

Die Mutter unterbrach sie:

Du hast das Buch wol schon gelesen?

Sie meinen das neueste des berühmten Verfassers? Ich habe es gelesen.

Sonderbar, du hast mir nichts von dem Eindrucke gesagt, den das Buch sicher auf dich ausgeübt hat; denn zu den gleichgiltigen gehört es keinesfalls, die wir ohne nachhaltigen Eindruck aus der Hand legen.

Auf mich, liebe Mutter, hat es durchaus keinen solchen ausgeübt, soll aber von einem Eindrucke die Rede sein, so ist dieser doch kein angenehmer gewesen. Ich fühle dies mehr, als ich mir klare Rechenschaft

davon geben kann, aber die Personen scheinen mir so unwahr, die Verhältnisse derselben so absichtlich verlegend aufgesucht und der Dichter selbst ganz herzlos, wenn er auch in noch so schönen Worten Tugend und Unschuld feiert.

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, fiel die Mutter mit den Worten Schiller's ein.

Es ist dies mein innerstes Gefühl, fuhr die Tochter fort. Dieser Held der Erzählung mit dem leidenblaffen Angesichte, mit dem auf seiner Brust schwer lastenden Weltschmerz, mit seinem genial getheilten Haare und den feinen Glacehandschuhen ist mir ein verächtlicher Schwächling. Ich glaube, wenn er nur einmal aus den eleganten Kreisen, diesen Treibhäusern der neuesten Modeblume: Weltschmerz, die die jungen Herren sich jetzt als Passionsblume vor die Brust stecken, wenn er nur einmal aus diesen Kreisen in die frische reine Luft hinaussträte und aus voller Brust frei aufatmete, sein ganzer drückender Weltschmerz fiel ihm von der Brust ab. Aber darum ist es ihm nicht zu thun, er kokettirt mit seinem Schmerze. Ich begreife nicht, wie Clara, die doch ein liebes, verständiges Mädchen ist, ihn lieben konnte.

Ich freue mich, mein Kind, sprach die Mutter, lächelnd über den Eifer ihrer Tochter: Ich freue mich, daß du die Reinheit und die rasche Empfänglichkeit deines Herzens und deines Verstandes vor jenen Modeinflüssen bewahrt hast. Aber laß uns deshalb nicht zu streng sein. Jene Bedeutenheit eines jungen Mannes, der über die alltäglichsten Beziehungen hinaus, das Leben seiner Gedanken und seines Gemüthes an höhere allgemeine Interessen anknüpft, wenn diese Bedeutenheit auch nur eine scheinbare sein sollte, wenn diese Gemüthsbewegungen auch theilweise gemacht und angekünstelt wären, immer bleibt solch' ein Mann den Herzen der Frauen gefährlich. Alles Romantische, alles Geheimnisvolle, Räthselhafte, wenn wir demselben nur irgend eine Tiefe zumuthen, oder aus unserer eignen Brust in dasselbe tragen können, zieht uns gewaltig an. Und eines ist gewiß, diese jungen Aklasse haben doch mehr geistigen Fond, als jene im Geleise des Gewöhnlichen gedankenlos dahin Wandelnden. Um in jeziger Zeit von dieser Modefrankheit unberührt zu bleiben, muß man entweder ein beschränkter oder ein ganz außerordentlicher Mensch sein. Letztere sind sehr selten, Erstere aber unbequem und langweilig.

Mag sein, entgegnete Marie: aber jenen Herrleins würde ich selbst unseren beschränkten Franz vorziehen.

Marie hatte sich ganz vom Fenster entfernt und trotz des Eifers ihrer Rede von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Straße geworfen. Nun schaute sie wieder hinaus. Es war dunkler Abend geworden, sie konnte nicht mehr so weit sehen, als die Straße reichte. Wie sie in den Garten hinabblckte, sah sie das Pförtchen sich öffnen und eine männliche Gestalt hereintreten. Sie wandte sich rasch um und rief: „Franz kommt!“ Die Mutter klingelte um Lichter, Marie aber trat wieder an's Fenster, das sie öffnete. Franz, wie er den Garten herab näher dem Hause kam und Marie erkannte, grüßte ehrfurchtsvoll, den Hut tief abziehend, das Auge jedoch auf Marien gewendet. Nun trat er schnell in das Haus. Marie schloß das Fenster und wollte den Gast an der Schwelle begrüßen, kaum jedoch war sie in der Mitte des Zimmers, so trat schon Franz

ein und nach ihm der Bediente mit den Lichtern. Franz bot einen guten Abend, Mutter und Tochter begrüßten ihn herzlich. Auf die gewöhnliche stumme Aufforderung, sich zu ihnen an den Tisch zu setzen, schien er diesmal nicht gerne eingehen zu wollen. Sein Wesen hatte einen Ausdruck von Wichtigkeit und banger Scheu. Die Frauen hatten das bald bemerkt und Marien durchzuckte ein Gedanke, der die Röthe des Unwillens auf ihre Stirne trieb. Doch hatte sie sich getäuscht. Franz zog nach mehreren verlegenen Geberden ein Papier aus der Tasche, das zusammengerollt und mit einem rotseidenen Bändchen gebunden war. Er reichte es Marien dar und sprach:

Als wir zusammen die Leiche jenes unglücklichen Bauernburschen betrachteten, der seine Schwester aus der brennenden Hütte errettete und selbst verunglückte, sprachen Sie: Die That wäre werth, beschrieben zu werden. Ich merkte mir diese Worte und immer stand jene Leiche vor meinen Augen, bis ich mich niedersetzte, um jene That, so gut es mir möglich war, zu beschreiben. Seien Sie mir eine gütige Richterin.

Marie blickte ihn mit freudiger Bewunderung an, ihr Auge strahlte, ihre Wange war höher geröthet und die Hand griff schnell nach der gebotenen Rolle. Franz betrachtete sorglich ihre Mienen, während sie das Papier aufrollte und mit lauter Stimme den sehr sorgsam und zierlich geschriebenen Titel las: „Beschreibung der Heldenthat eines jungen Bauernburschen, der seine Schwester vom Flammentode rettete und dabei selbst das Leben verlor.“ Das Folgende las Marie leise für sich. Mitunter zog ein leises, kaum bemerkbares Lächeln um ihren Mund, das aber bald wieder verschwand, denn sie wußte ja, daß Franz sie beobachtete, und sie hätte ihm um Alles in der Welt nicht wehe thun wollen. Die That, deren Historiograph Franz geworden, war so schön, daß sie, mit den einfachsten Worten erzählt, die größte Theilnahme erringen mußte. Franz aber, der, wie Alle, die mit der Schrift nicht näher vertraut sind, das Wesen derselben wo anders als in der stoffgemäßen Darstellung suchte, hatte allen seinen Vorrath an schönen Worten, wie sie in gemeiner Rede nicht üblich sind, aufgeopfert, um das, was er so tief gefühlt hatte, nach seiner Meinung am würdigsten auszustatten. Da kamen denn oft nicht die bezeichnendsten Ausdrücke zum Vorschein und mitunter zeigten sich auch einige bedenkliche Verstöße gegen die natürliche Reihenfolge des Geschehenen.

Marie hatte ausgelesen und sprach freudig gerührt, indem sie ihm die Hand reichte: Franz, Sie sind ein guter Mensch!

Die Mutter hatte inzwischen das Papier in die Hand genommen. Franz schien doch etwas mehr als den „guten Menschen“ erwartet zu haben, er meinte, und darin hatte er ganz Recht, dies sei schon längst außer Frage gestellt gewesen. Ich weiß, sagte er, daß ich kein Schriftsteller bin und auch keiner werden kann, denn Gott hat mir diese Gabe nicht gegeben; aber wenn das Herz, das Gefühl für das Schöne und Große dazu hinreichte, ich wäre sicher ein guter Schriftsteller.

Ein Wagen rasselte in den Hof. Man hörte die Dienerschaft über die Treppe hinabeilen, eine männliche Stimme unten nach der Herrschaft fragen, dann Tritte über die Treppe aufwärts. Mutter und Tochter eilten dem erwarteten Besuche an die Schwelle der Thür

entgegen und herein trat Adolf, ein schöner junger Mann in elegantem Reifekleide. Der Empfang war ein freudig herzlicher. Beide reichten ihm die Hand, die er küßte. Adolf, sprach die Mutter, den Sohn meines Freundes und meiner Freundin, den Jugendgespielen meiner Tochter begrüße ich mit wahrhaft mütterlicher Freude in meinem Hause. Nach manchem Jahre der Trennung sehen wir uns wol älter, die Jugend gereifter, mein Alter verwelkter, wieder, aber ich hoffe, mit derselben nie verwekkenden Liebe.

Adolf war so liebenswürdig, fand sich so schnell in die alten Verhältnisse wieder, schlug mit so richtigem Gefühle den alten einfachen Ton der Vertraulichkeit an, daß die Hausgenossen bald kaum mehr der langen Trennung gedachten. Franz stand zur Seite. Jetzt ersah ihn Adolf. — Lieber Franz, ich wußte wol, daß ich Dich heute hier treffe, ist's ja doch Sonnabend und da kamen wir ja immer hierher, um den Sonntag zusammen zuzubringen. Die jungen Männer küßten sich. Man setzte sich um den runden Tisch und das heiter erregte Gespräch sprang von einem Gegenstand der Erinnerung zum andern. Der Zukunft gedachte noch Niemand.

Adolf's Benehmen gegen Marien war eben so fein als innig; ohne sich besonders an sie zu wenden, galten ihr doch eine Menge der zartesten Aufmerksamkeiten, wofür edlere Frauen solch eine feine Empfänglichkeit besitzen.

Man erhob sich nun, in den Speisesaal zum Abendtische zu gehen. Adolf bot der Mutter den Arm, Franz zog Marien bei Seite und sagte ihr, sie möge ihn entschuldigen, er fühle sich unwohl und wolle noch jetzt Abends nach Hause kehren, es sei ja nicht weit und er wäre heute doch nur ein schlechter Gesellschafter. Marie blickte ihn befremdet an, verstellen konnte sich der Arme nicht, sie las in seinem Gesichte deutlich sein Gefühl.

Franz, ich bitte Sie, bleiben Sie bei uns! — Sie nahm seinen Arm und er folgte ihr in den Speisesaal. Adolf ward immer beredter, Franz einsylbiger, selbst störrisch. Marie versuchte ihn öfters in das Gespräch zu verflechten, doch vergebens. Indes vergaß selbst sie bald des Armen vor Adolf's beredten Schilderungen. Franz sah mit hocherrötetem Antlitz auf seinen Teller, er wollte Marien nicht ansehen, wie ihr Auge an Adolf's Munde hing.

Die Tafel ward früher aufgehoben, um dem Gaste Zeit zur Erholung zu geben. Als Adolf gute Nacht wünschte, bat er um einige Bücher, da er gewohnt sei, im Bette vor dem Einschlafen zu lesen.

Im Gesellschaftszimmer liegen einige der neuesten auf dem Tische, bedeutete ihm die Mutter, vielleicht finden Sie unter denselben ein Ihnen noch unbekanntes Buch.

Sie begaben sich Alle nochmals in das Gesellschaftszimmer und Adolf suchte unter den Büchern. Er wählte jenes, das heute die Mutter gelesen, nebst einigen andern; auch das Werk Franzens flectete er nach einem flüchtigen Blicke auf den Titel zu sich. Franz hatte es wol bemerkt und er wünschte, weit von hier, wo auf einer wüsten Insel, allein zu sein. Der Bediente leuchtete den jungen Männern auf ihre Zimmer, die im zweiten Geschosse hart neben einander standen.

Adolf ersuchte Franz, auf eine Weile zu ihm auf sein Zimmer zu kommen, eine Zigarre zu rauchen und zu plaudern. Franz dachte an sein Manuscript, ob er es so vielleicht noch retten könnte und trat ein. Bücher und Manuscript wurden auf den Nachttisch gelegt. Adolf ordnete Mehreres im Zimmer, suchte aus den Koffern das Notwendigste hervor und sprach Gleichgiltiges. Franz aber machte sich viel mit den Büchern zu thun und spähte, ob Adolf nicht herschaue, daß er die Schrift zu sich stecke. Adolf wandte sich zu ihm: Willst Du vielleicht welche von den Büchern zu Dir nehmen? Thu' es immerhin. Schon hatte Franz die Hand nach dem Manuscripte ausgestreckt, da lispelte ihm der Stolz zu: Mag er es immerhin lesen; was ich mit der besten Kraft verfaßt, braucht sich nicht vor ihm zu verbergen.

Ich lese nie des Abends, sagte er, und ging auf sein Zimmer. Adolf lächelte und dachte: Ich glaube es Dir, daß Du nie des Abends liesest, Du thust es vielleicht auch am Tage nicht.

Die jungen Männer sind jetzt auf ihren Zimmern, mit sich allein, dies ist die beste Gelegenheit, mit ihnen nähere Bekanntschaft zu machen.

Wir wenden uns zuerst zu Franz. Mag er auch im Leben zurückgesetzt sein und neben dem blendenden Adolf in den Schatten treten, in unserer Erzählung sei die erste Rolle und unser vorzügliches Interesse sein Theil. Der Dichter ist der geborne Sachwalter aller Unterdrückten, was der stolze Mensch in seinem rücksichtslosen Gange nach dem Ziele seines Lebens achlos verwirft, das zertretene Blümchen des Thales und das zerdrückte Menschenherz hebt der Dichter auf und ihren Tod verklärt er mit dem Heiligenschein der Dichtung. Aber können die späten Blumen, die eine fromme Erinnerung auf solch ein Grab pflanzt, eine Entschädigung sein für ein blütenloses Dasein? O ärmlicher Ersatz, kein Ersatz für den Verstorbenen, nur eine Linderung unseres blutenden Mitgefühls.

Es gibt Naturen, denen ein Sehnen nach dem Edlen und Schönen in hohem Grade angeboren ist, denen aber das Sehnen immer ein unbestimmtes und formloses bleibt. Die Zunge ihres Geistes ist nicht gelöst, sie können ihr bestes Wollen und Fühlen nur lallen. Wir nennen sie Beschränkte, und der Ausdruck, wenn er nicht von der Lieblosigkeit mißbraucht wird, ist höchst bezeichnend.

Die allgemeinen Schranken der Menschheit, über die hinaus selbst dem bevorzugtesten menschlichen Geiste nur die Sehnsucht bleibt, sind jenen Unglücklichen näher gerückt, bei ihnen gehört das hienieden Erreichbare schon in das Gebiet der Sehnsucht. Sie sehen das Ersehnte vor ihren Augen schweben, sie strecken die Hand darnach aus, und dem ungelentken Gliede entflieht die geistige Erscheinung. Mit der Art, die sie handzuhaben verstehen, wollen sie aus dem Holzkloze einen Apollo schnitzen, die Art fällt mit schwerem Gewichte nieder — und das Holz ist gespalten. Jenen bedauere ich nicht, dessen ganzes inneres und äußeres Leben innerhalb seiner engen Schranken gebannt ist, aber Jener ist zu beklagen, dem der Fittich ohne Schwungkraft verliehen.

Solch eine Natur war Franz. Als zweijähriges Kind hatte er die Mutter verloren. Mit einem ältern, bevorzugten Bruder wohnte er bei dem Vater, einem strengen, finstern Manne, auf dem Schlosse,

das auf einem mäßigen Hügel erbaut, die schönste Aussicht auf die herrliche Landschaft gewährte, und sich in der Mitte zwischen den zwei links und rechts in der Ebene liegenden, kaum eine halbe Stunde entfernten Schlössern, die der Mutter Mariens und Adolfs Vater gehörten, erhob. Als Franz in jenes Alter trat, wo man beginnt, an das Kind irgend eine Forderung zu stellen, hatte der Vater keine Freude mehr an ihm. Die Lehrer beklagten sich über seine langsame Fassungskraft und sein empfindliches, allzuleicht verletzbares Gemüt. Ueber seinen um ein Jahr älteren Bruder lauteten ihre Berichte weit günstiger. Des Vaters Liebe, insoferne er sie überhaupt zeigte, wandte sich nach und nach ganz dem ältern Sohne zu. Er schickte ihn in ein höheres Erziehungsinstitut in der Stadt. Franz mußte zurückbleiben, da er mit den Vorbereitungsstudien noch lange nicht zu Ende war. Da geschah es, daß der ältere Bruder an einer im Institute ausgebrochenen ansteckenden Krankheit starb. Franz war nun das einzige Kind, doch darum kaum mehr geliebt. Er sollte nun beständig auf dem Lande bleiben; der Vater hielt ihm Lehrer, daß er mit der Zeit in den Stand gesetzt werde, die Verwaltung des Gutes zu führen. Das Praktische der Oekonomie, die Handgriffe hatte er bald inne, sowie er zu gewissen technischen Tändeleien, zu Arbeiten in Pappe nicht ohne Geschick war. In der Kalligraphie hatte er es weit gebracht und es ließ sich seinen Arbeiten selbst Geschmack nicht abstreiten. So lebte er denn mit dem Vater, der ihm eben auch nichts in den Weg legte und ihn gewähren ließ, ruhig fort. Aber sein Herz, sein Herz! Das sehnte sich nach Liebe und nach Mittheilung. Wie oft wollte er sein volles Herz erleichtern, wollte dem Vater um den Hals fallen und ihm Alles sagen: was, wußte er selbst nicht, er dachte sich dabei nur ein unbestimmtes, wortloses Ausströmen seiner Gefühle. Der Vater aber blickte stets so strenge, hatte solch ein ernst gemessenes Wesen, daß der Sohn immer zurückgeschreckt wurde und schwieg. So vergingen ihm die Werkeltage seines Lebens, die Sonn- und Feiertage aber waren ihm wahre Sonnen- und Freudentage. Da fuhr er immer am Vorabende oft mit dem Vater, manchmal auch allein, zu Marien, seiner jüngeren Gespielin, und verbrachte dort den ganzen folgenden Tag. Marie war so gut, die Mutter so freundlich, Franz glaubte, ein anderer Himmel wölbe sich über diesem Schlosse, und die Erde sei hier schöner, ein Paradies. Wol hatte er Recht, es war der Himmel der Liebe und das Paradies guter Menschen. Hier traf ihn nie ein hartes Wort, hier unter diesen edlen, höheren Wesen, so schienen sie ihm, galt auch er mit seinen Leiden und Freuden, und das hätte ihn in seiner Bescheidenheit beinahe stolz gemacht. Er verehrte sie aber auch so innig, Mutter und Tochter.

Zu gleicher Zeit mit ihm traf auch immer Adolf ein, ein feuriger, talentvoller Knabe. Franz liebte auch diesen, weil er so verständig und doch gut mit ihm war. Er merkte es zwar, daß Adolf mehr um Mariens willen, die es durchaus nicht leiden konnte, wenn Jemand Franzem wehe that, sich ihm liebevoll zeigte, aber es that ihm doch wohl. Manchmal kamen auch andere Knaben und Mädchen, Kinder der Honoratioren des benachbarten Fleckens, ziemlich wilde Rangen, auf das Schloß, und dann ging es wol nicht immer so friedlich zu,

und Franz ward oft gefoppt und gequält. Da weinte Marie und drohte, sie bei der Mutter zu verklagen. Franz aber liebte sie immer mehr. Adolf mußte bald in die Stadt, um zu studiren. Unter Thränen trennte er sich von Marie und Franz.

Dieser war nun allein der Gefährte Mariens, und dies währte, bis Franz das siebzehnte und Marie das fünfzehnte Jahr erreicht hatte. Da sollte diese mit der Mutter über den Winter in die Stadt ziehen. Marie trennte sich schwer von Franz, aber sie zog ja in die Stadt, deren Herrlichkeiten sie aus wenigen flüchtigen Besuchen nur halb kannte, und sie darum um so höher schätzte. Und die heranblühende Jungfrau! Welche Gedankenträume verschlangen sich in ihrem Köpfchen, welche Gefühle wogten in ihrem Busen auf und nieder! Sie fühlte das Keimen und Regen wol und erwartete das Erschließen der Blüthe von ihrem ersten Eintritte in die Welt, der sie gleichsam mündig erklären, die Scheidewand zwischen Kind und Jungfrau bilden sollte. Der arme Franz! Ein Winter auf dem Lande und Marie in der Stadt! Was er erst nicht denken konnte, mußte er zuletzt erleben. Er bat den Vater, ihn doch auch zur Ausbildung in die Stadt zu schicken; allein dieser meinte, es sei unnötig. Franz fand es zuletzt auch besser.

Neben die Herren in der Stadt gestellt, mußte er verlieren, in der Erinnerung jedoch könnte er Marien noch immer Etwas gelten.

Franz sah den Winter endlich schwinden und mit der ersten Schwalbe kehrte auch Marie, die Frühlingschwalbe seines Herzens, zurück. War das Marie noch, das Halbkind? Nein! O, wie war sie schön geworden.

Franz starrete sie mit sprachlosem Entzücken an. Sie nannten sich: Sie. Marie war gleich gut und freundlich gegen Franz, er aber verehrte sie wie eine Heilige. Er sah in ihr eine Verkörperung alles Dessen, was ihm groß, schön und edel schien. In ihr war ihm aller Gehalt des Lebens. Marie erzählte ihm, daß sie Adolf öfter gesehen habe, so auch einmal auf einem Balle, wo sie mit ihm getanzt. Auf einem Balle! Welche feenhaftre Vorstellung hatte Franz davon. In seinen Träumen spukten nunmehr bloß die Maskengestalten, und Marie lag an seiner Brust, und er flog mit ihr durch die Säle. Die Maskenmassen theilten sich, wo sie nahten, die Musik flog ihnen mit tönenden Schwingen nach, und von den Galerien herab schauten schweigende Türkenköpfe und nickten mit den bärtigen Gesichtern. So träumte er, sagte aber selbst Marien kein Wort davon.

Wieder entschwand ein Jahr und wieder zog Marie in die Stadt. Als sie wiederkehrte, fand sie Franz allein, als den Besitzer seines Schlosses. Der Vater war gestorben. Die Gerichte hatten, da das Gut unverschuldet und in keinen Proceß verflochten, somit bloß die Besorgung der Feldwirtschaft und die Einhebung der Unterthansabgaben alljährlich abzuthun war, den besonnenen und Ordnung liebenden Franz sogleich großjährig erklärt. Das freute ihn und erhob ihn in seinem eigenen Auge. Er war sein eigener Herr und begann sich zu fühlen, natürlich nur in den Verhältnissen zu Andern, nicht zu Marien. Dieser konnte die Anerkennung der Gerichte nicht gelten; sie hatte ihn ja nie verachtet; ob sie ihn aber lieben könne, darauf konnte

dies keine Wirkung haben. Franz war ein stattlicher junger Mann geworden, stark gebaut, von blühendem Aussehen, mit weichen, schwarzen Haaren und schönen dunklen Augen.

Nur Zweierlei störte den günstigen Eindruck seiner Physiognomie: die dichten, buschigen Augenbrauen und die wulstigen, aufgeworfenen Lippen. Seine Augen sprachen so viel, sein Mund so wenig; es waren auch keine jener feinen Züge des Lächelns, des leisen Spottes, die einem geistreichen Munde so viel Reiz verleihen, und ein an sich häßliches Gesicht anziehend machen können, bei ihm ausgebildet. — Ob sie ihn lieben könne? Der Gedanke füllte sein ganzes Sein. Daß er jetzt noch ihrer unwürdig sei, fühlte er tief, aber vielleicht einst?

Und kann ihn Marie lieben?

Armer Franz, ich sage Dir: Nein! Die Liebe fordert nicht nur gleichen Herzensadel, sondern auch gleichen Geistesrang. Das Weib kann nichts lieben, was es unter sich erblickt. Die Liebe kann nicht werden, wo sie Mangel sieht, Fehler aber bedeckt sie gern mit dem Schleier milder Güte. Franz mußte Marien lieben, Marie aber konnte ihm nur gut sein. So lange man jung ist, da glaubt man, wahre, heiße, innige Liebe müsse immer Gegenliebe erringen, Liebe setze immer ein Begreifen des geliebten Gegenstandes voraus, und das Begreifen stelle auf gleiche Stufe mit demselben. Spätere Erfahrung lehrt, daß man auch lieben, und zwar glühend bis zum Wahnsinne lieben könne, was man nicht begreift, dessen Vollkommenheit man nur fühlt. Da muß auf Gegenliebe verzichtet werden.

Wenn Franz seine Besitzungen über sah, wenn er die leeren Hallen seines Schlosses durchschritt, so mußte er sich wol denken: wäre Marie mein Weib! Wie würden dann die Felder grünen und im Schlosse die Freude wohnen. Wenn ich sie mein nenne, so ist das Leben voll und wunschlos.

Wenn er mit ihr und der Mutter durch die Felder, die Wiesen und die kühlen Wäldchen schritt, wenn ihr voller weißer Arm in seinem hing, ihr blühendes Antlitz ihn so nahe anlächelte, wenn ihre wehenden Locken sein Antlitz streiften und ihr Atem ihn anhauchte, da war es ihm, als müsse er sie in die Arme fassen, sie küssen und in Entzücken vergehen. Sie aber sah ihn freundlich lächelnd an und ging ruhig weiter, und sprach von den Blümchen und dem schönen Sommerabende. Und wenn der Sturm seines Innern zu heftige Geblütswogen auf sein Antlitz trieb, da bat sie ihn, für sie etwas zu ver richten oder ihr etwas zu holen. Er ging und kehrte ruhiger wieder.

Sein steter Gedanke neben jenem Alles verschlingenden an Marien war der: sich auszubilden und dadurch Marien sich immer würdiger zu machen. Er las Bücher, die er nur halb verstand, und die zu verstehen er sich abquälte; jene modernen Bücher, die das Leben durch Reflexionen zu bemeistern sich bestreben, und in ihrem abge zirkelten Tendenzkreise alle Blut der Leidenschaften, die im Leben durch weite Zwischenräume getrennt sind, hineinpfröpfen, so daß diese Romane einer Menagerie wilder Thiere gleichen, die zwar von dem Zuschauer durch die eiserne Gitterwand getrennt sind, aber unter sich, ohne schei dende Käfigwand, in stetem Kriege leben. Diese Bücher waren es zu-

nächst, denen Franz nie das Verständniß abgewinnen konnte. Besser ging es ihm mit jenen Erzeugnissen hoher Geister, bei denen die Darstellungskunst in ihrer Vollendung in dem Stoffe aufging. Vor Allem waren es Shakespeare's Dramen, die ihn ungemein ansprachen.

Er fand seine Welt darin, natürlich aber nicht jene des Dichters. Wie die Mutter Natur zu jedem Wesen in der ihm verständlichen Sprache spricht, so fand auch Franz in jenem Riesengeiste, der alle Regungen des menschlichen Herzens ausgesprochen, auch seine Gedanken, seine Gefühle. Manchmal schien es ihm, als ob ein Blitz höherer Erkenntnis ihm sein Inneres erhellte. Es war ein Blitz, der bald wieder in die Nacht verschwand, daß er dadurch im Ganzen nicht über seine Natur hinaus gefördert wurde, liegt am Tage.

So standen die Sachen, als Adolf ankam. Welch' eine Wirkung seine Erscheinung und die sichtbare Vorliebe Mariens für Adolf auf unseren Franz ausgeübt haben müsse, brauche ich den Lesern nun nicht erst zu schildern. Die halbe Nacht hindurch fand und suchte sein Auge nicht den Schlummer und am frühen Morgen erwachte er zum unglücklichen Tage.

Wenden wir uns nun zu Adolf. Er wird wol schon entschummert sein, wir haben uns ja so lang bei dem armen Franz aufgehalten. Treten Sie ein, meine lieben Leser, doch auf leisen Behen, daß wir den Schlummernden nicht wecken.

Schöne Göttin des Traumes, zu Häupten des Schlafenden, nimm das Licht aus deiner Zauberlaterne, halte es über die Ruhestätte, daß wir den Träumenden betrachten; aber hüte dich, daß kein Funke des Dochtes und kein brennender Tropfen seinen Leib berühre und er dir entfliehe, wie Amor der neugierigen Psyche. Wie ist er schön, der Schlummernde. Wie zart gerötet das weiße Antlitz! Die blonden Locken des Hauptes hängen über die hohe Stirne, seine blauen, milden Augen sind geschlossen, aber wir sehen die stolz gebogenen Brauen, und um den so edel geformten Mund schlingt sich der weiche, jugendliche Bart. So, nun stecke wieder das Licht in deine Laterne und zeige uns an der Zimmerdecke die Bilder seiner Träume.

Schauen wir hin auf die helle Runde. Es ist ein Maskenball; bunte Gestalten drängen sich untereinander. Unter mehreren Unmaskirten tanzen auch zwei jugendlich schöne Gestalten. Nun stehen sie stille. O, wir kennen sie ja. Es ist Marie und Adolf. Wie blicken sie sich zärtlich an, Hand in Hand geschlungen. Sie würden sich in die Arme sinken, umständen sie nur nicht so viele Fremde. Aber ihre Augen sprechen, und auch der Mund wagt schüchtern manch zärtliches Wort. Die Gruppen verschlingen sich wieder, es geht gar wild untereinander. Die Gestalten verschwinden, die Lichter erblaffen, der Tanzsaal verwandelt sich in ein anheimelndes Zimmer. Hellfarbige Vorhänge schließen die Fenster, Kerzenlicht brennt reichlich und in der Mitte des Zimmers dreht sich eine Tänzerin mit brennenden Augen und glühenden Wangen in den bezauberndsten Wendungen. Wie sie mit der zierlichen Pirouette schließt, stürzt Adolf zu ihren Füßen. Wie er aufblickt, steht Marie vor ihm, mit den Augen voll Liebe und der drohend erhobenen Hand. Die Gestalten sind verschwunden, wie Blasen, die die Erde aufgeworfen.

War es nicht, als hörten wir den Schlafenden tiefer aufatmen? Und wieder ist es ein großes Zimmer und lustige Gesellen sitzen um die reichbesetzten Tische gelagert. Sie singen und die Guitarren und Gläser klingen dazu. Zu oberst aber sitzt ein schönes, stolzes Weib, und Alle huldigen ihr. Einer aber tritt vor sie mit verstörtem Antlitz und flucht ihr, weil sie seine Seele verdorben. Da springt Adolf auf und stürzt mit dem Degen auf ihn los. Wenige Stöße und der Freund blutet. Das Weib aber, für welches Adolf Freundesblut vergossen, lacht laut auf und verläßt am Arme eines Dritten das Zimmer. Adolf will ihr nachstürzen, da steht Marie vor ihm mit den Augen voll Liebe, denen Thränen entstürzen, und den flehend erhobenen Händen.

Was murmelte der Träumende so ängstlich?

Und es ist eine große Ebene; ein schmaler Bach trennt sie in zwei ungleiche Hälften, auf der einen da treibt sich eine gewaltige Menschenmenge; sie stossen und drängen sich, fällt der Eine, so schreiten die Andern über ihn hinweg, und Keiner reicht ihm die Hand, damit er sich aufrichte. Es ist ein großer Marktplatz, und wer gewonnen hat, geht hin und kauft sich eine Stunde Vergnügen bei Wein, Weibern und Würfeln — ein dreifaches Weh! Auf der andern Hälfte da ist eine schöne Landschaft, die Nachtigallen singen, und schöne, selige Menschen lustwandeln unter den ewig grünen Bäumen. Man weiß nicht, warum sie so glücklich sind, aber man sieht es, in ihren Herzen ist die Freude. Die Leute am andern Ufer begreifen dies nicht. Eine schmale Brücke verbindet beide Hälften mit offenem Zugange, und doch, wie Wenige betreten sie, wie Wenige der stillen Glücklichen sind ihres Glückes überdrüssig, und wie noch Wenigere unter den Marktleuten sehnen sich nach jenem stillen Glück. Adolf aber steht am Ufer und blickt hinüber nach dem Lande der Seligen. Sein todter Vater, seine todte Mutter, Marie und ihre Mutter stehen jenseits und winken ihm. Und wie er noch zaudert, da tritt ihm Marie über die Brücke entgegen und reicht ihm die Hand, und er faßt sie und folgt ihr hinüber. Und wie er auf der Mitte der Brücke steht, da hört er von dem verlassenen Ufer die Stimmen seiner Freunde und Freundinnen, wie sie ihn zurückerufen. Er reißt sich aus Mariens Hand los und rennt zurück. Marie aber stürzt besinnungslos in das Wasser, doch ein Engel theilt die Wellen und sie tragen sie glücklich an's Ufer.

Himmel! wie stöhnt der Schlafende. Er zittert und hält die Hand an das pochende Herz gepreßt.

Strenge Göttin des Traumes, o endige! Gönn' ihm den kurzen Morgenschlummer, schon graut die Dämmerung. Wir haben genug gesehen, wir wissen, daß er, zu dem Höchsten berechtigt und berufen, sein Leben „in flacher Unbedeutendheit“ hingeschleppt hat. —

Die Gesellschaft war beim Frühstücke versammelt. Marie war schöner denn je, wie die Rose am Morgen, den Thau der Nacht in dem halbgeöffneten Kelche verschlossen. Um ihr Antlitz lächelten noch die süßen nächtlichen Träume und über der Morgenröthe ihrer Wangen erglänzten die Sonnen ihrer Augen.

Der männliche Theil der Gesellschaft war verstimmt, wir wissen wol, warum. Adolf war bei Weitem nicht so heiter wie am vorigen Abende, und er mußte erst längere Zeit in Mariens beseligender und reinigender Nähe weilen, um das Gleichgewicht seiner Seele wieder zu finden. Da das Gespräch sich nicht im ebenen Geleise fortbewegen wollte, so stellte die Mutter die Notfrage an Adolf, was er Abends gelesen.

Eine Novelle, antwortete dieser, in welcher ein junger Mann, von einigen Ideen des Tages berückt, die er in ihrem Werte nicht aufzufassen versteht, sich in einem unfruchtbaren, leeren Scheinhandeln und Treiben verzehrt, und so ein gutes Mädchen, das auf ihn sein Glück baut, unglücklich macht. Der junge Mann ist ein Schwächling, denn es fehlt ihm am klaren Verstande, der die Dinge zu würdigen weiß, doch ist er kein verächtlicher Mensch: er bleibt sich selbst und seiner Ueberzeugung treu. O glauben Sie mir, es gehen weit edlere und größere Kräfte, nicht durch eine falsch eingeschlagene Richtung, sondern durch ihre eigene Inconsequenz, trotz der Mahnungen ihrer besseren Natur, im Taumel des Genusses zu Grunde.

Adolf hatte mit Eifer gesprochen, man sah leicht, daß er nicht bloß ein Urtheil über das Buch ausgesprochen, sondern zugleich etwas aus dem eigenen Innern mit dem Fluß der Rede wegspülen wollte. Marie fühlte dies gut.

Ich sagte gestern zu Marien, sprach die Mutter, ein junger Mann, der sich im jetzigen Leben von diesen Einflüssen ganz rein erhielt, müßte entweder ein sehr beschränkter oder ein ganz ungewöhnlicher Mensch sein. Marie schien dies nicht glauben zu wollen.

Franz war hoch errödet und wagte Niemanden anzublicken.

Was wissen Sie, sprach Adolf, Sie, die Klare, die Reine, von den Irrgängen, den Dualen des Sünders. Kein Mann ist Ihrer würdig, Sie müssen Ihre Liebe doch verschenken.

Marie blickte unwillig auf Adolf, Franz jedoch horchte freudig und es zog ein angenehmes Gefühl in seine Brust. Adolf fühlte, zu viel gesagt zu haben, und sprach:

Doch, wozu sich trübe stimmen, sprechen wir von etwas Lustigem! Und mit erkünstelter Heiterkeit fuhr er fort:

Sie haben ja im benachbarten Flecken einen sehr poetischen Schulmeister, denn der wird wol der Verfasser jenes glühenden Brandgedichtes sein, das ich heute Früh unter den Büchern am Nachttische fand. Es ist ganz herrlich in seiner Art. Solch sinnloser Schwulst ist mir noch nicht vorgekommen.

Wenigstens ist die edle Gesinnung daran unbedingt zu loben, fiel schnell Marie ein, während die Mutter durch Zeichen den vorlauten Sprecher, jedoch vergebens, zu verständigen suchte.

Alles Lob der Gesinnung und der schönen That, aber es bleibt doch zu arg. Unter Anderm heißt es dort: Die Flammen hingen an seinem Haupte! Nun meine ich, selbst die Perrücke eines Pudels mußte in solcher Hitze versengt sein, geschweige denn das Menschenhaar!

Ich könnte nie darüber spotten, fiel erzürnt Marie ein.

Wenn der Verfasser unter Ihrem Schutze steht, ist er auch vor meinem Spotte sicher, erwiderte Adolf ernst.

Die Frauen, da sie von Franz die Qual nicht abwenden konnten, wollten doch Adolf vor der Verlegenheit schützen, in die er geraten mußte, wenn er erfuhr, was er gethan; darum schwiegen sie, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Franz aber wünschte, die Decke des Zimmers möge über ihm einstürzen. Er glaubte, Adolf habe es aus Bosheit gethan.

Es wurde beschlossen, in die Kirche zum Gottesdienste zu fahren. Adolf eilte, sich umzukleiden, die Mutter ließ Marie mit Franz allein. Franz, mein Herz blutet mit dem Ihrigen, sprach Marie.

O lassen Sie das, erwiderte er und blickte sie mit thränenden Augen an. Sie sind ein Engel an Güte. Ihr Mitleid, Ihr Erbarmen ist mein Trost und meine Qual. Wenn Sie Ihre Liebe verschenken, so kann Jeder der Glückliche sein, nur Jener nicht, der der Spott der Vernünftigen ist. Leben Sie wohl, o könnte Ihnen mein Leben doch zu Etwas nütze sein.

Er stürzte zu ihren Füßen, umschlang ihre Knie, küßte ihre Hände, und Thränen perlten aus seinen Augen. Auf sein Haupt fielen die warmen Thränen Mariens. Sich ermannend, erhob er sich und ging vernichtet fort, ohne Hoffnung. Marie konnte, sie durfte ihn nicht zurückhalten.

Adolf und die Mutter traten ein und fanden Marie allein, mit verweinten Augen. Adolf erfuhr nun Alles, und es that ihm wirklich leid, doch hatte er sich auch nichts vorzuwerfen.

Franz ist fort, sprach Marie, und er kehrt nun nie wieder! Und als hätte sie zu viel gesagt, setzte sie hocherrötend dazu: wenigstens so lange Adolf hier ist.

Und schließt dies bei Ihnen einen Wunsch nach meiner Abreise ein? entgegnete Adolf verletzt.

Adolf, wie sind Sie heute, sprach Marie, sich abwendend.

Adolf fühlte, daß er ganz das Gleichgewicht verloren, daß er unsicher und schwankend sei, und in solcher Stimmung nur verlegen und verderben könne: darum schwieg er. Die Mutter mahnte zum Aufbruche und sie fuhren in die Kirche. Mögen sie dort Ruhe und Klarheit finden!

Franz aber war nach Hause geeilt. Der einzige Gedanke seines Wachens, der Traum seiner Nächte war ihm gestohlen worden. Marie verloren, die Blüte des Lebens abgestreift; was soll ihm der dürre, welke Stamm? Das Glück der Gegenwart vernichtet, die Hoffnung der Zukunft geraubt. Er wünschte gestorben zu sein, denn das Leben war ihm fortan leer, wunschlos, wüste. Eine Hoffnung, mit ihm herangewachsen, groß gesäugt mit dem wärmsten Blute seines Herzens, war vor einem Hauche verweht, als wäre sie nicht erst noch so fest mit tausend Wurzelsfasern in seiner Brust eingewachsen gewesen. Wenn ihm nur ein Gedanke die leere Brust füllen könnte! Doch ja — Einer — der Groll, der Haß gegen den übermütigen Nebenbuhler. — Er, der Reiche, der Talente hatte, dem das Leben so viel bot, er mußte ihm, dem Armen, sein einziges, sein höchstes Gut rauben. Doch, was er sich auch mühte, Adolf als die Ursache seines Unglücks darzustellen, zuletzt mußte er sich doch eingestehen, daß dieser schuldlos sei, denn,

wenn auch Adolf nicht gewesen wäre, ihn hätte Marie doch nicht geliebt. Wie auch die Veranlassung zufällig war, dies fühlte er, daß es einmal so kommen mußte, früher oder später. Sein Unglück machte ihn in den ersten Tagen willenlos, es hatte seine ganze Kraft gelähmt. Später ermannte ihn die Vorstellung, daß er schuldlos sei. Ein dumpfer Unmut gegen die Vorsehung lagerte sich auf sein Gemüt, daß sie ihm diesen flammenden Wunsch ins Herz gelegt, und die Mittel versagt, ihn zu erreichen.

Doch sein frommes Gemüt verflüchtigte bald diese Nebel des Unmutes. Er wollte nur wirken nach seiner besten Kraft. Er wollte edel und gut sein, trotz dem bevorzugtesten Menschen. Er hatte Geld, er wollte sich schöne Freuden kaufen. Er trat in die Hütte der Armut und spendete mit vollen Händen, doch er hatte keine Freude daran, denn nicht das Geben erfreut, nur das Gefühl, das die Gabe veranlaßt. Er erwarb sich auch keinen Dank damit, denn er gab so hastig, so theilnahmslos, daß der Empfänger gleich sah, daß es nicht um seinetwillen geschah. Dies genügte ihm also nicht, er versuchte Mehreres, und nichts gab ihm Ruhe, nichts Zufriedenheit. Aus der Bahn, in welcher sonst alle seine Herzensquellen flossen, verdrängt, suchte er nun vergebens das Bett, um seine neue Thätigkeit einströmen zu lassen. Er hatte keinen Freund, der ihm raten könnte. Marie war ihm Alles gewesen. Immer und immer wiederkehrten seine Gedanken, wie er ihnen auch wehrte, zu ihr zurück.

In den ersten Tagen hatte er nie die Zimmer betreten, welche die Aussicht gegen Mariens Schloß hatten und die er sonst ausschließlich bewohnte. Nun bezog er sie wieder. Da stand er an den Fenstern oder am Balcon und schaute hinüber, wo Adolf und Marie glücklich waren. Sonst lag er oft schon am frühen Morgen am Fenster und schaute durch das Fernrohr hin, um Marien zu sehen, wie sie das Fenster öffnete oder sich im Garten erging. Nun rührte er das Fernrohr nicht mehr an; konnte er seine Blicke auch nicht von jener Gegend abwenden, so nahe wenigstens wollte er das verlorene Glück sich nicht vor die Augen bringen. Und er hätte es doch gethan, hätte er nicht befürchten müssen, Adolf an Mariens Seite zu sehen.

Ein Monat war verflossen; die Sehnsucht, Marien doch Einmal noch zu sehen, war unbezwinglich geworden. Es waren die ersten Nachmittagsstunden, er hatte schon zehnmal das Fernrohr ergriffen und wieder aus der Hand gelegt. Endlich richtete er es auf das Schloß, er suchte Marien an den Fenstern und fand sie nicht, er suchte sie in dem Garten und fand sie nicht. Da sah er aus einer schon halb entblätterten Laube ein weißes Gewand hervorschimmern und bald darauf traten Marie und Adolf Hand in Hand aus derselben hervor. Seine Hand, die das Fernrohr hielt, zitterte, so daß die Gestalten verschwammen, oder konnte er vor Thränen nicht sehen? Als er wieder hinüberblickte, hielt Marie eine Blume in der Hand und zupfte an ihren Blättern — das holde Spiel: Er liebt mich, liebt mich nicht! —

Ich liebe dich! rief Franz mit lauter Stimme, als ob ihn Marie hören könnte. Die Knechte, die unter dem Fenster arbeiteten, schauten verwundert empor. Beim Herrn rappelt's; das schöne Schloßfräulein drüben hat's ihm angethan, so lautete ihr Urtheil.

Franz schaute wieder hinüber, da war die Mutter dazu getreten, und sie gingen Alle aus dem Garten. In kurzer Zeit rollte ein Wagen aus dem Schlosse und schlug den Weg gegen die Stadt ein. Sie ziehen fort, dachte Franz. Doch bald bog der Wagen auf den Weg zu seinem Schlosse ein. Ein Pferd gesattelt! rief Franz hinab, und in wenigen Minuten sprengte er in entgegengesetzter Richtung davon.

Bald darauf rollte der Wagen in den Schloßhof. Die Mutter, Marie und Adolf stiegen aus. Der alte Verwalter trat ihnen entgegen und äußerte sein Bedauern, daß sein Herr, wie er jetzt wol öfters zu thun pflege, soeben erst hastig fortgeritten sei, und daß er nicht wisse, wann derselbe zurückkehren werde. Er lud sie ein, in das Schloß zu treten, sie folgten ihm, und er führte sie in das Besuchzimmer. Erfrischungen wurden gebracht, und als der Verwalter merkte, daß seine Gegenwart überflüssig sein könne, entschuldigte er sich mit Geschäften und bat die Herrschaft, sich so gut als möglich im Schlosse oder im Garten zu unterhalten, bis der Herr zurückkäme.

Als die Gäste allein waren, sprach die Mutter: Es ist offenbar, Franz hatte uns bemerkt und ist uns ausgewichen.

Hat nicht der Verwalter gesagt, Franz pflegte nunmehr öfters auszureiten? bemerkte Marie.

Jedenfalls, glaube ich, sprach Adolf, wir erwarten ihn bis Abend; ist es Zufall, daß er nicht zu Hause, so finde ich es natürlich, seine Rückkunft zu erwarten, war es aber Absicht, so möge er wenigstens unsern ernstern Willen, ihn aufzusuchen, erkennen. Namentlich mir wäre dies lieb, denn bei Ihnen kann er daran doch keinen Zweifel hegen.

Man war es zufrieden. Den Liebenden war es nicht bange, die Zeit zu vertreiben. Man beschloß, in den Garten zu gehen. Die Mutter besuchte das Gewächshaus, musterte den Garten mit wirtschaftlichem Auge, die Liebenden aber sprachen von ihren Herzensangelegenheiten.

Adolf's Benehmen gegen Marie war wenig von dem des ersten Tages verschieden. Marie war jedoch viel zutraulicher geworden. Was man eine förmliche Erklärung nennt, war zwischen ihnen nicht vorgefallen, sie wußten ja, daß sie sich liebten. — Wenn ich mein vergangenes Leben überblicke, sprach Adolf, so muß ich gestehen, daß es ziemlich plan- und zwecklos gewesen sei, doch trage ich die geringere Schuld. Unsere Verhältnisse sind nicht so gestaltet, daß eine wahre Kraft sogleich freie Bahn zur naturgemäßen Aeußerung fände, und in einen trockenen Geschäftsmann mit seinem engherzigen Formenwesen würde mich Marie doch auch nicht gerne verwandelt sehen.

Die Liebe lauschte freudig diesen unaufgeforderten Entschuldigungen und glaubte ohne Mißtrauen. Wir aber, die wir seine Träume belauscht, wissen, daß dies nicht lautere Wahrheit sei. Adolf war in Mariens Nähe wirklich besser geworden, alles Gute, das in seiner Natur so reichlich lag, trat hervor. Aber eine Vergangenheit läßt sich nicht ungeschehen machen und ihre Folgen reichen weit. Adolf konnte es nicht seinem Stolze

abgewinnen, gegen Marie ganz wahr zu sein, er konnte es nicht ertragen, daß sie ihm etwas zu verzeihen habe, und sie hätte ihm doch so gerne verziehen. So mußte er also eine Rolle gegen sie spielen, und vorzüglich gefiel er sich in jener Fiesco's oder Heinrich's V. die auch unter den schäumenden Lustbarkeiten das männliche, thatensahnende Herz verbargen, und in der Stunde der That gerüstet dastanden. Gar herrlich klang es in jenen süßen Stunden des Vertrauens, worin er von den Plänen seiner Zukunft sprach und wie er die Krone seines Verdienstes auf das Haupt der geliebten Gattin drücken wolle. Was er von der Zukunft sprach, kam wol aus dem tiefsten Herzen, aber es war mehr die Erregung einer schönen Stunde, als ein männlicher Entschluß. Die Saat des Guten fiel auf die Heerstraße seines Herzens, wo sie bald von den thierischen Tritten unreiner Wünsche zertreten wurde. Eine geheime Stelle seines Herzens war immer rein und unverfehrt von aller gemeinen Berührung geblieben, aber Marie verdiente ein unverfehrtes, ein ganzes Herz.

Es begann Abend zu werden, man ging in das Schloß zurück. Die Mutter ließ einspannen. Adolf wünschte noch das Schloß zu besuchen, das er so lange nicht betreten hatte. Sie gingen durch die alten, getäfelten Zimmer, es war alles so leer, ein trauriger Aufenthalt. Sie kamen in Franzens Schlafzimmer mit dem Balcone und der Aussicht gegen Mariens Wohnung. Das Fernrohr lag noch am Fenster. Marien fiel es so schwer auf das Herz, sie wollte um Alles, Franz wäre hier und sie könne ihm ein liebes Wort sagen. Sie verzögerte geflissentlich die Abfahrt, und als es schon dunkel ward, da trat sie mit einem Stückchen Papier und einer Feder, die sie am Tische fand, an das Fenster, und schrieb: „Lieber Franz! Wir haben bis zum Abend gewartet. Ich hätte Sie so gerne gesehen.“ Das Papier steckte sie mit einer Nadel auf das Fernrohr. Hier mußte sie, werde es Franz gewiß noch heute finden. Sie fuhren fort.

Als sie zu Hause angekommen waren, ging Adolf auf sein Zimmer. Da überreichte ihm sein Diener einen Brief, den ein reitender Bote Nachmittags aus der Stadt gebracht hatte. Der Brief war von einem seiner lockeren Freunde, der ihm die Nachricht mittheilte, die sehnlich erwartete italienische Sängerin werde heute Nacht in der Residenz anlangen, die Hoffnung ausdrückend, Adolf werde sicher am andern Morgen in ihrer Gesellschaft zu finden sein. In Italien hatte ihr Adolf den Hof gemacht, und man sagte, nicht ohne Erfolg. Die Sängerin war eine jener maßlosen Künstlernaturen, die auf der Bühne wie im Leben den schnellen Eingebungen ihrer Leidenschaftlichkeit folgen, die als Künstler und Mensch in einzelnen Momenten groß und unerreichbar dastehen, gleich darauf aber, wenn sich das Feuer ihres Innern in solch' gewaltigen Explosionen entleert hat, zur Mittelmäßigkeit herabsinken und ratlos und unbeholfen dastehen. Adolf war ihr wirklich lieb geworden, sie hatte ihm ihre Gunst ohne lange Bewerbungen geschenkt, und Adolf lebte im Taumel des süßesten Genusses. Eines Morgens jedoch war sein Glück verschwunden, sie hatte in der Nacht dem Impresario und den Geliebten verlassen und war weit in eine fremde Stadt gezogen, neuen Beifall und neue Herzen zu erobern. Impresario und Geliebter wollten verzweifeln. Jener konnte freilich auf Schadenersatz klagen, doch dieser! Er wußte, daß, wenn er ihr nachreiste, sie sich kalt und fremd von ihm abwenden würde.

Und jetzt war sie so nahe, und er sollte nicht zu ihr. Alle jene nächtlichen Fahrten auf den schönen Seen Oberitaliens kehrten in sein Gedächtnis zurück. Er hörte ihre glockenklare Stimme wieder über die Wellen hingleiten und auf leisen Schwingen durch die lauen Lüfte verhallen. Er sah den Mond sein blaßes Antlitz in dem tiefen See spiegeln und an seiner Brust ruhte wieder das geliebte Antlitz der Sängerin, schimmernd weiß, mit den dunklen Augen und der schwarzen Lockenfülle, und sie küßte den schönen blonden Fremdling. Doppelt sehnte sich sein Herz in dem kalten Norden nach diesem Glühwein des Lebens. Doch Marie — seine Zukunft! Nur noch Einmal geschwelgt an dem vollen üppigen Mahle des Lebens, so dachte er, dann gehöre mein Leben fortan Marien und dem ersten männlichen Wirken.

Doch wie es ihn auch mächtig in die Stadt zog, zu einem bestimmten Entschlusse war er noch nicht gekommen, als die Zeit zum Abendmahle erschien. Er schwankte zwar nicht mehr, ob er gehen sollte, das war schon entschieden, doch welchen Vorwand konnte er Marien für seine schleunige Abreise geben? In ihrer Nähe, wenn ihn ihre frommen, verständigen Augen anblickten, konnte er nicht lügen. Er erwartete vom Zufall, daß er ihm ein Mittel an die Hand gebe. Er wollte jedenfalls den Geheimnisvollen spielen, auch fiel ihm dies nicht schwer, er hatte ja so viel zu verbergen. Marie war traurig, die Erinnerung an Franz hatte sie so wehmütig gestimmt, und ein Gefühl der Bangigkeit hatte sich ihrer unabwehrlar bemächtigt.

Adolf sprach von dem Vertrauen, das Liebende ineinander setzen sollten, und wie irrig es oft sei, nach dem Scheine zu urteilen.

Die Mutter schrieb dies feierliche Wesen einem Zwiste der Liebenden zu, dabei denkend, es sei am besten, die Sache ihrem natürlichen Versöhnungslauf zu überlassen, darum schwieg sie oder sprach von gleichgiltigen Dingen.

Die Tafel wurde früher als gewöhnlich aufgehoben. Adolf ging auf sein Zimmer. Seinem Diener gab er den Befehl, erst in einer Stunde wieder hinauf zu kommen. Er setzte sich zum Schreibtisch und schrieb ein Billet an die Mutter und Marien. Er schützte ein wichtiges Geschäft vor, das ihn nötige, noch heute in die Stadt zurückzulehren. Er wollte ihnen dies nicht früher sagen, um den Schmerz des Abschiedes zu ersparen. Ja, er hatte sogar die Schwachheit, das Schreiben so einzukleiden, daß es auch die Auslegung zuließ, als ob ihn eine Ehrensache abriefe. Er konnte der Geliebten die Furcht für sein Leben aufbürden, während er in den Armen einer Andern lag! Er siegelte das Billet. Der Aufruhr in seinem Innern trieb ihm das Blut in den Kopf; er trat an das Fenster. Es war eine schwarze, wolkenumhüllte Nacht. Der Wind pfliff ihm schneidend entgegen und drohte die Lichter zu löschen. Der Diener trat ein, er befahl ihm, sogleich ein Pferd insgeheim zu satteln, den Brief morgen den Frauen zu übergeben und dann mit seinem Gepäcke ihm nach in die Stadt zu fahren. Der Diener ging. Adolf schritt hastig im Zimmer auf und nieder. Die Fenster von Mariens Zimmer gingen in den Garten, sie konnte ihn daher, wenn er fortritt, nicht leicht bemerken. Er zündete sich eine Zigarre an und löschte die Lichter. In seinen Mantel gehüllt, ging er leise aus dem oberen Geschosse

in das untere. Als Adolf an Mariens Zimmer vorbeikam, zögerte er einen Augenblick und lauschte, dann ging er weiter. Die Stallungen waren außer dem Schlosse gelegen, doch auf einer Seite durch die Gartenmauer, auf der andern durch eine Hofmauer mit demselben verbunden. Die Hofmauer hatte einen besondern Ausweg für die Wirtschaftsführen. Adolf bestieg das Pferd. Der Wind blies ihm die Funken seiner Zigarre auf seinen Mantel und ärgerlich sie wegwerfend ritt er durch die Hinterthüre fort.

Franz war erst spät nach Hause gefehrt. Er erfuhr, daß sie seiner bis Abends geharrt hatten und daß sie auch in seinem Zimmer gewesen. Er rannte hinauf zum Fenster, um die Lichter des Schlosses, wo Marie weilte, zu sehen. Wie er nach dem Fernrohre griff, bemerkte er den Zettel. Er machte Licht und las die Worte Mariens. Er drückte sie an sein Herz und küßte sie. Dann kehrte er wieder zum Fenster und schaute hinüber, bis das Licht in Mariens Zimmer erlosch. Nur noch im zweiten Geschoße waren Adolfs Fenster erhellt, doch bald war es ganz dunkel. Von seinem weiten Ritte ermattet, warf er sich auf sein Lager, schloß die Augen, ohne jedoch entschlummern zu können. Wie er so dalag, fiel mit einemmale eine blendende Helle in sein Zimmer und auf sein Bett. Er sprang auf zum Fenster, da sah er das Schloß Mariens in hellen Flammen. Die Wachthunde heulten und unten schrieten die Knechte: „Feuer!“ Franz aber saß in wenigen Augenblicken auf einem ungesattelten Pferde, befahl seinem Diener, mit allen Löschwerkzeugen nachzueilen und sprengte in gestrecktem Laufe fort. —

Die Zigarre, die Adolf weggeworfen, war auf einen Haufen Strohbündel gefallen, die die Nachlässigkeit der Hausleute über Nacht im Hofe aufgeschichtet ließ. Der Diener hatte es nicht bemerkt und war schlafen gegangen; der heftige Wind blies die Funken bald zur Flamme auf — das Stroh brannte hell. Nebenan war eine Holzniederlage, die an das Schloß angebaut war; bald brannte auch das Holz. Die Flamme schlug durch die Fenster in die Zimmer des Erdgeschosses, wo sich die Kanzleien befanden. Die alten Actenstöße waren ein schnell verschlungener Raub. An den Nebengeländern kletterte die Flamme bis zum zweiten Geschoße empor und huschte durch die Fenster in die leerstehenden Zimmer, denn dieser Theil des Schlosses war unbewohnt. Das Schloß selbst war nicht sehr feuersicher gebaut; manche Zwischenwand war bloß von Holz und übertüncht, manche Zimmer aber nach alter Mode getäfelt, überall fand die Lohe reichen Stoff.

Erst als die Flamme in heller Blüte stand, ward Lärm im Schlosse gemacht. Marie sprang zum Fenster, öffnete es und spähte nach der Gefahr. Dort fand sie die Mutter, die hereingestürzt war im leichten Nachtkleide. Sie hieß sie den Mantel nehmen und in den Garten flüchten, sie selbst wolle noch einige Papiere und werthvolle Sachen retten.

Sie verließen zusammen das Zimmer. Die Mutter eilte mit mehreren Dienern in ihre Gemächer, Marie aber rannte die Treppe hinauf zu Adolf. Sie fand das Zimmer leer; daß das Bett noch unberührt sei, bemerkte sie in der Angst nicht. Sie glaubte, er suche sie unten in ihrem Zimmer und sie wären auf verschiedenen Treppen fehlgegangen. Sie

eilte hinab, trat in ihr Zimmer. Adolf war nicht hier. Der starke Luftzug bei dem offenen Fenster hatte die Thür hinter ihr heftig zugeschlagen das Schloß klappte zu und der Schlüssel steckte außen. Als Marie fort wollte, konnte sie nicht; ihr Pochen, ihr Rufen hörte Niemand bei dem sinnbetäubenden Lärmen und nutzlosen Geschrei der Löschenden. Hätte sie ihre volle Kraft gebraucht, die alte Thür hätte ihr nicht widerstehen können, so aber hatte der Schrecken ihre Kraft gelähmt, da sie die Gefahr doch nicht so nahe drohend sich dachte, und sie zerrte ohnmächtig an dem Schlosse. Endlich eilte sie zum Fenster, von fremder Hilfe Rettung erwartend.

Sie rief in die Nacht hinaus, und der Sturm wühlte in ihren Locken und legte seine kalten Hände und hauchte seinen eisigen Odem auf ihre glühende Stirne und preßte sich ungestüm an ihren Busen. „Adolf! Adolf!“ rief sie, doch wohin sie auch blickte, sie sah Niemanden. Der Garten war leer, denn diese Seite des Gebäudes hatte die Flamme noch nicht erreicht. Vom Hofe und von den anderen Seiten her hörte sie das Prasseln und das Hilfesgeschrei.

Endlich, als die Flamme auch um diese Ecke bog und zuerst aus den Fenstern des Erdgeschosses herausschlug, fanden sich auch im Garten Löschende ein. Diese bemerkten Marien und man eilte, ihre Thür zu sprengen; doch war es nicht mehr möglich, das Feuer hatte bereits den hölzernen Gang vor derselben erreicht und dieser drohte einzustürzen. Man wollte daher eine Leiter an das Fenster lehnen, doch war auch dies nicht gefahrlos, denn die Flamme schlug hoch aus dem Fenster des Erdgeschosses, über welchem jenes Mariens stand. Schon begann die Thür ihres Zimmers zu brennen.

„Adolf! Adolf!“ rief Marie; da war Franz angekommen. Er drängte die Umstehenden zurück, kletterte rasch auf der Leiter empor, hob Marie über die Fensterbrüstung, hielt sie mit einem Arme umschlungen und stieg mit ihr hinab.

Sie waren auf der Mitte der Leiter, da tönte ein Schrei des Entsetzens: „Das Dach stürzt ein!“ Franz schwang Marie hinab in die Arme der unten Harrenden, und wie er selbst nachspringen wollte, da traf ihn im Sturze ein schwerer, brennender Balken auf die Stirne. Er fiel todt zur Erde.

Die That hatte er vollbracht, die er nicht beschreiben konnte.

Er fand einen schönen Tod, hatte Marie gerettet und über seiner Leiche flossen die Thränen der Geretteten.

Als Adolf erfuhr, was geschehen, hatte er nicht mehr den Mut, zurückzukehren, er verlor sich unter der gewöhnlichen Menge. —

Marie aber lebte unvermählt in dem neuerbauten Schlosse mit ihrer Mutter, und als diese starb, allein. Sie war eine charaktervolle weibliche Natur und hätte auch mit dem reuigen Adolf sich nimmer verbinden können, denn die Liebe fordert nicht nur gleichen Geistesrang, sondern auch gleichen Herzensadel.

Wenn mich eine meiner Leserinnen fragt, ob Marie unglücklich gewesen sei, so antworte ich ihr mit einem Spruche aus Rückert's „Brahmanen-Weisheit“:

„Unglücklich bist Du nicht, wie unbeglückt Du seist,
Das Schicksal zwar beglückt, doch glücklich macht der Geist.“

Wien, im Februar 1840.



S c h l u ß

des II. Heftes der „Dorfgeschichten“ Vinzenz Rizzi's.

Inhalt.

Eine Marktnovelle	Seite 3
Nannele	„ 12
Der Beschränkte	„ 63